

einerseits ihrer Natur nach dazu eignete, ein Mittel zu werden, wodurch der Mensch sich in der selbstlosen Liebe üben kann, und diese Liebe durch die Einbeziehung des Triebes leichter wird, weil sie aber andererseits im gefallenem Menschen ohne Gottes Gnade ein solches Mittel zu sein nicht mehr vermag. Immer, wo es um die Person als solche geht, rührt man an etwas Heiliges und Geheimnisvolles; immer hat der Mensch das verspürt; immer wußte er, daß er da über die Zeit hinaus hineinragt in Regionen, wo Ewiges auf dem Spiele steht. Nur angesichts des ewigen persönlichen Gottes und seiner Gnadenhilfe gewärtig darf er es wagen, sich zu binden, auf Gedeih und Verderb, komme, was kommen mag. Nie kann und darf darum die Ehe zu einem weltlichen Ding werden, so sehr sie auch in die Zeit hineinreicht und darum Belange hat, die weltlicher Regelung und Satzung unterliegen. Weil die Ehe im Tiefsten die Person angeht, ist sie das Ernsteste, was es geben kann. Deswegen muß alles versucht werden, daß die richtigen Vorbedingungen sozialer und gesundheitlicher Natur da seien, daß die heiligsten Verpflichtungen nicht blind eingegangen werden, Pflichten, die man zu spät als untragbar entdeckt. Doch werden alle diese Sorgen und Vorkehrungen allein die Ehefrage so wenig lösen, wie die beste und hygienischste Nahrung einen Leichnam zum Leben erweckt, weil Nahrung nur da ist für Lebende. So darf auch das innerste Leben aus der Ehe nicht weichen, sollen die sozialen und ärztlichen Bemühungen um sie nicht doch scheitern, weil sie nicht mehr lebendig ist. Schließlich kommt es darauf an, ob der Mensch bereit ist, sein Glück dadurch zu erkaufen, daß er sich selbst und sein eigenes Glück vergißt und nur an eines anderen Menschen Glück denkt und an das seiner Kinder. Erst wenn er so weit gekommen ist, wird er staunend und dankbar innerwerden, daß er — glücklich ist.

Wandlung des Ruhmes im Wandel der Zeit

Von KARL VOSSLER

Ob der Ruhm eines Menschen ein wirklicher Wert ist, ob er Bestand hat, ob er eine eigene Geschichte haben kann? Diese Fragen sind besonders dringend und lebendig in mir geworden, als ich vor mehr als zwanzig Jahren das anregende jugendliche Buch von Friedrich Gundolf las: „CÄSAR, Geschichte seines Ruhmes“ (Berlin 1924).

Beinahe auf jeder Seite schien mir der Gegenstand, um den der hochbegabte Verfasser sich bemühte, der ruhmumstrahlte Cäsarname, wie ein Regenbogen zu verblassen, und immer mußte er aufs neue geformt und beleuchtet werden. Darin lag ja auch für Gundolf und liegt noch immer für seine etwaigen Leser ein wesentlicher Reiz.

Im Altertum, damals als Julius Cäsar nach seinem Tod ein unsterblicher Heros, ein Halbgott geworden war, da konnte er nicht fehlen. Aber im Mittelalter verflachte er zu einem magischen Namen mit zauberischer Leucht-

kraft, deren Flackerschein wir noch heute erkennen in Wörtern wie Kaiser, Czar, Cäsarea, Zaragoza, italienisch cesareo (Kaiserschnitt), césarie (kaiserliche Haartracht) und dergleichen. Und in der Neuzeit vertrocknete er zu einer historischen Person. — Wer denn nun eigentlich, Julius Cäsar selbst oder sein Ruhm oder seine Gestalt oder sein Name? Wenn der leibhaftige Cäsar stirbt und in das Reich der Natur zurücktaucht, was bleibt in der Geschichte von ihm übrig?

Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Ein geliebter Mensch lebt fort in unserem Herzen, ein berühmter nur in unserer Sprache, in seinem Namen. Natürlich spricht ein Name anders als ein Mensch; denn er ist ein Ding, keine Person. Aber Sprachdinge wie der Cäsarname haben insofern etwas Sprechendes und Wirksames an sich, als sie den Ruhm tragen und vermitteln. Sie reizen, wo immer sie sich vernehmen lassen, zum Weiterdenken, Weitersprechen, Träumen, Sehnen und Streben, zum Fragen und Forschen nach dem Wesen, das sie bezeichnen. Sie erregen Aufmerksamkeit, Zu- und Abneigung und vielerlei Eifer. Ihre Macht gleicht der Reklame. Das wußte Goebbels. Sein Propagandaministerium war eine politische Fabrik des Ruhmes und der Verleumdung. Im Reich der Sprache unterscheidet sich der berühmte Name vom unberühmten durch die stärkere Klangkraft beziehungsweise den Widerhall. Davon erzählt uns Balzac ein nettes Beispiel: „Wem reden Sie von Ruhm? Ich habe ihn gekannt, gesehen. Ich reiste in Rußland mit einigen Freunden. Die Nacht bricht ein, wir sprechen in einem Schloß mit der Bitte um Gastfreundschaft vor. Bei unserer Ankunft ist die Schloßfrau mit ihren Gesellschaftsdamen voll Eifer. Eine der letzteren verläßt den Salon, um Erfrischungen für uns zu holen. In der Zwischenzeit nennt man mich der Hausfrau, das Gespräch kommt in Fluß, und als die Dame, die hinausgegangen war, zurückkommt mit der Schüssel in der Hand, um uns zu bewirten, hört sie unversehens die Anrede: „Sie glauben also, Herr von Balzac...“ Freudig überrascht fährt sie zusammen, läßt die Schüssel zu Boden fallen, so daß alles zerbricht. Ist das nicht der Ruhm?“¹

In Balzacs Fall mag es der Ruhm gewesen sein. Wäre aber statt seiner irgend ein verschollener Bruder oder Liebhaber plötzlich vor der Schüsselträgerin mit seinem bescheidenen Namen aufgetaucht, so hätte die Wirkung auch noch kräftiger ausfallen können; denn hier war eher Überraschung als Ruhm im Spiel, und überraschend kann, je nach Gelegenheit, der niederste wie höchste Name wirken. Da außerdem ein und derselbe Name dem einen berühmt, dem andern völlig neu oder gleichgültig klingt, so darf man zweifeln, ob die menschliche Sprache überhaupt ein formales Kennzeichen für den Ruhm besitzt, ja ob Bedürfnis und Streben nach einem solchen in ihr vorhanden und nachweisbar ist.

Ausdrücke wie *doxa*, *kleos*, *gloria*, *gloriosus*, *fama*, Ruhm, berühmt usw.

¹ Anton Bettelheim, Balzac (München 1926) S. 329 f.

haben zwar ihren eigenen Bedeutungswert, bilden aber keine eigene Kategorie und haben nichts Grammatikalisches an sich, wie etwa der Singularis, der Dual, der Komparativ, der Superlativ. Es gibt, soviel ich sehe, in jeder Sprache wohl einen Ansatz, aber in keiner die volle Verwirklichung einer besonderen Ruhmform, eines Genus gloriativum oder Modus illustrationis. Man kann an gewisse Suffixe und Präfixe mit auszeichnender Funktion in primitiven und alten Sprachen denken oder an das griechische -kläs in Namen wie Periklās, Hāraklās, an das deutsche edel- in Edelfried, Edelmann, Edelstein, das mittelhochdeutsche hēr- in hēremuot und andere. Auch Titel und formalisierte Anreden wie Hoheit, Gnaden, Vuestra Merced, Majestad, Altezza und dergleichen lassen sich als eine Art Ruhmesformel geltend machen, oder stehende Beiwörter wie das römische divus, das christliche sanctus, das renaissancemäßige und platonisierende divino und illustre. Von dem parteipolitischen Geschrei mit Hoch! und Heil! wollen wir lieber gar nicht reden. In dem Maße aber, wie solche Ruhmesformeln weltlicher, gläubiger und fanatischer Art sich verallgemeinern und umgangssprachliche Formsache werden, schwindet ihre auszeichnende und individualisierende Macht. Sie heben nicht mehr das einzelne als einzigartig hervor, sondern bringen es unter in einer Klasse, einer Wertordnung oder Einrichtung. Sie gruppieren ihren Gegenstand und gliedern ihn ein, während der Ruhm seine Lieblinge abgliedern und in ihrer einzigen Art isolieren will. Seine Höhengspitze wird in der Umgangssprache fortwährend abgeschliffen.

Ein schlagendes Beispiel dafür bietet gerade der Cäsarname, indem er zur Bezeichnung der Kaiserwürde verallgemeinert wird. „Seit dem Prinzipat“, sagt Gundolf, „erstarrt der Eroberer Galliens, der Besieger des Erdkreises, der holdeste und gewaltigste Mensch zur Kultfigur, zum Heiligenbild, zum Reichsgesetz, als Vater des Prinzeps, als Erzeuger des Imperiums und julischer Sippengott.“² Hand in Hand mit diesen Verhärtungen geht die Übertragung und Ausbreitung des Cäsarennamens, die durch das Wort des Evangeliums: „Gebt Gott, was Gottes, und Cäsar, was Cäsars ist“, noch besonders gefördert wird.

Aus Cäsar schlechthin wird der und ein Cäsar, ein Cäsarentum, Cäsarenwesen, Cäsarenrang, Cäsarenamt usw. So macht die Sprache von dem Eigennamen, den sie dem Individuum geschenkt hat, Abklatsche und verteilt sie als Formulare an die Allgemeinheit. Sie treibt mit dem geschichtlichen Wert des Einmaligen, mit dem Ruhm des einzigartigen Helden einen gesinnungslosen Handel; daher man ihr vorwirft, sie vermöge das eigentlich Individuelle überhaupt nicht auszusprechen. Individuum est ineffabile.

Dem steht aber die merkwürdige Tatsache entgegen, daß die Berühmtheit eines Namens statt abzunehmen, ungefähr in dem gleichen Verhältnis wächst wie seine Vervielfältigung in der Sprache. Was der Ruhm als Fama, als Gerede trivialisiert, das exaltiert er in ein und demselben Atem, und was er auszeichnet, nützt er auch selbst wieder ab, und umgekehrt. Diese Zweizüngig-

² Gundolf a. a. O. S. 24 und 51.

keit, durch die der echte Ruhm unkenntlich und der falsche echt werden kann, hängt mit dem Doppelwesen der Sprache als Ausdruck und Mitteilung, als innere und äußere Form, als Bild und Rede zusammen.

Es ist erwiesen, daß die Eigennamen irgend einmal allgemeine Bezeichnungen waren — der Huber, der Maier, der Schreiner, der Nagel —, und daß sie erst durch hinweisenden Nachdruck, durch Emphase, sei es kosender, sei es höhnischer Art, befähigt werden, ein bestimmtes Individuum zu bezeichnen, zu taufen. Geschieht es nun einem solchen Eigennamen, daß er durch seine Träger berühmt wird, so erfüllt er sich mit neuem Wert und kann dank seiner vorbildlichen Individuation auf andere wieder übertragen werden. Ja je stärker in ihm das Einzigartige betont wird, desto mehr verlangt er nach Verallgemeinerung, da ihm aus dieser noch weitere Auszeichnung erwächst. Bilder werden zu Vorbildern und Denkmünzen zu Geld. Wenn sie als solches in Umlauf kommen, verschleift sich zwar ihr Gepräge, aber sie erhalten durch die Politur des häufigen Gebrauches neuen Glanz. Als Lope de Vega durch seine erfolgreichen Bühnenspiele eine hohe Berühmtheit erreicht hatte, begannen die Spanier alles, was ihnen irgendwie vorzüglich erschien, Kunstwerke, Kleider, Nahrungsmittel usw., mit seinem Namen auszuzeichnen: „es de Lope“ wurde zur stehenden Redensart der Anpreisung, und der Ruhm des Dichters schwoll von diesem Lope-Gerede und wurde eben dadurch gestaltlos.

Es gibt einen Punkt, wo der Ruhm, wenn er einmal da ist, ohne weitere Zutat an Leistung und sachlichem Verdienst fortwuchert als Echo seiner selbst, wo er sozusagen ohne Verbesserung des Urtextes viele Neuauflagen erlebt und werthafte Zinsen und Zinseszinsen trägt, selbst wenn sein hinterlegtes Kapital entchwunden ist. Einen derartigen Zustand hat Cäsars Ruhm wenigstens annähernd im Mittelalter durchlaufen, wo er, wie Gundolf ausführlich erzählt, als „magischer Name“ dauerte und bei zunehmender Verdunkelung der Gestalt nur mehr von der cäsarischen Würde zehrte. Immerhin blieb diese gegenwärtig, und insofern kann von einer rein sprachlichen oder phantastischen Berühmtheit hier doch nicht die Rede sein. Eine solche tritt vielleicht eher beim falschen Ruhm, bei der fama-infamia in Erscheinung, deren Urbild die Berühmtheit des Tempelzerstörers Herostratos ist. Aber sogar hier noch muß eine Leistung, eine Untat tatsächlich zugrunde liegen. Wo gar nichts ist, da kann die Sprache allein, sollte man denken, keinen Ruhm erzeugen. Sie braucht doch mindestens ein Subjekt, auf das sie hinweisen und dem sie Namen und Ruhm verleihen kann. Von der sprachlichen Seite her betrachtet, ist der Ruhm ein Subjektsname mit Fürwörtern und Eigenschaftswörtern, d. h. mit Hinweisen auf gewisse Werte. So ungefähr sieht das magere Gerüste aus, mit dem die Sprache einen Menschen in die Sterne erhebt und alle Arten von Weltruhm befördert. Nur muß es ein wirklicher Mensch sein, der ihr Hebezeug besteigt.

Wie aber, wenn ein Schatten, ein Fabelwesen wie Herakles oder Theseus sich als Fahrgast meldet? Die Sprache befördert auch diese und verlangt

keinen geschichtlichen Ausweis. Da muß nun doch bei uns der Verdacht entstehen, daß die Sprache nicht nur Fuhrwerk und Wiege des Ruhmes ist, sondern ihn gelegentlich aus sich selbst hervorbringt.

Um diesem tückischen Sachverhalt auf die Spur zu kommen, stelle man sich einmal vor, von Julius Cäsar seien alle wichtigen Leistungen erhalten und überliefert, nur sein Name sei abhanden gekommen. Bei einem Mann wie Cäsar gewiß ein unmöglicher Fall, aber wenn man die Weltgeschichte überblickt, der Normalfall. Die sachlichen Leistungen unserer Vorfahren sind uns im wesentlichen irgendwie alle erhalten. Im Heute drängt und wirkt und lebt unsere ganze Vergangenheit fort, doch ist uns davon das Wenigste sprachlich überliefert und das Allerwenigste mit dem richtigen Urhebernamen. Ist es denn so sicher, daß Kolumbus der erste Entdecker von Amerika war? Wie viele Streite und Zweifel ereignen sich noch heute vor unsern Augen über Fragen der Priorität und des geistigen Eigentums! Wer wollte also, wenn die zwei Silben nicht wären, in denen der Cäsar-Name hängt, heute noch erkennen, daß derselbe Mann, der Gallien eroberte, auch den Pompejus besiegte, den Prinzipat, das Imperium begründete und ein Buch „De bello gallico“ schrieb? Wo bliebe jetzt der ganze Cäsarische Ruhm, der doch auf dieser Identifikation beruht, die in letzter Hinsicht auf dem Wörtchen Cäsar steht? Und haben nicht die Künstler des Wortes, die Redner, Rhetoren, Historiker, Literaten, Humanisten, Dichter und Journalisten, kurzum die berufenen Sprachmenschen, sobald sie sich auf ihre gesellschaftliche Sendung und Rolle besannen, von jeher behauptet, daß sie es eigentlich sind, die den Ruhm austeilen oder gar erzeugen bzw. durch ihr Stillschweigen töten? Es ist gewiß kein Zufall, daß der Ruhm immer am besten in den klassischen Zeiten und Ländern der sprachlichen Künste gedeiht.

Damit, daß ohne Namen und ohne Sprache kein Ruhm wächst, ist aber noch nicht erhärtet, daß die Sprache den Ruhm auch erzeugt: so wenig wie eine Blume, die nur im Wasser wächst, aus Wasser besteht. Es müßte erst erwiesen werden, daß sagenhafte Größen wie Herkules oder Theseus ausschließlich sprachliche Gebilde seien —, und das sind sie ganz gewiß nicht. Selbst wenn ich überzeugt bin — und ich bin es —, daß das Wesen der Sprache schöpferische Phantasie ist, so steht noch immer hinter Herkules und seinem ruhmvollen Namen ein Glaube oder auch Aberglaube, jedenfalls etwas Religiöses. Zwar ist heute der Boden des altgriechischen Götter- und Heroenkultes verödet, so daß man wohl behaupten darf, Herakles schwebt mit seinem Ruhm nunmehr ganz in den Lüften der Poesie, der Künste und Träume. Jedoch der Glaube, der ihm Gestalt und Leben gab, war darum nicht weniger wirksam. War der Glaube irrig, nun so wird es der Ruhm des Herkules auch sein.

Wir haben Beispiele, daß lediglich aus mißdeuteten Namen Berühmtheiten und Heilige³, ja sogar Götter entstehen und des Ruhmes genießen. In einem

³ Vgl. H. Delehaye, Die hagiographischen Legenden (Kempten 1907); besonders Kapitel 2: Der Werdegang der Legende.

Berner Martyrologium des Mittelalters figuriert eine heilige Cuminia, die nichts anderes ist als der verkannte Ortsname Eumenia in Phrygien. Aus der Stadt Tripolis ist ein Heiliger Tribulus gemacht worden, aus dem Orte Massa Candida eine Masse von 300 Martyrern, über deren Hinschlachtung man eine erbauliche Geschichte erfabelte. Aus dem Denkmal, das 1865 dem Gallier und Freiheitskämpfer gegen Julius Cäsar, Vercingetorix, errichtet wurde, hat die Bevölkerung der Landschaft Auxois einen Saint Gétorix gewonnen, den es nie und nirgends gegeben hat.

Am Ende des 13. Jahrhunderts hat der Franzose Radulfus aus dem lateinischen Wörtchen für Niemand, Nemo, einen Heiligen fabriziert und durch viele Bibelstellen und Zitate erhärtet, daß dieser Nemo der eigentliche Sohn Gottes sei, und hat eine Sekte der Nemo-Verehrer, die Secta Neminiana, gegründet, man weiß nicht, ob zum Spaß oder aus Wahnsinn. Diese Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, wie es einer gläubigen und gar leichtgläubigen Bereitschaft und Reizbarkeit bedarf, um die sprachlichen Hülsen zu befruchten und aus einem dunklen Wort einen strahlenden Helden hervorgehen zu lassen. Eine Gemeinschaft von nüchternen und aufgeklärten Menschen hätte aus dem Ortsnamen Tripolis niemals einen heiligen Tribulus gewonnen. Der Glaube an die Macht und Zeugungskraft der Worte und besonders der Namen eignet dem mythischen und magischen Denken, das den Wörtern und Bildern, allem Gehörten und Geschauten im gegebenen Fall den Charakter der Wirksamkeit und Wirklichkeit zuzuteilen bereit ist. Was dem Namen Kraft und dem Ruhme Flügel verleiht, kann sonach nichts anderes sein als ein Glaube mythischer oder magischer oder überhaupt übernatürlicher Art.

Eine Bestätigung dieser Tatsache liefert uns auch die Sprachgeschichte. Sie zeigt, daß berühmte Eigennamen vorzugsweise in denjenigen Zeiten und Kreisen rednerisch, metaphorisch, metonymisch, antonomastisch gebraucht werden, bei denen der Kultus und Glaube des Ruhmes in Blüte steht. Die humanistisch erzogenen Franzosen liebten Ausdrücke wie: In unserem Lande wimmelt es von französischen Homeren, Virgilen, Euripiden, Ciceronen (Tahureau). „Ihr werdet dereinst der Herkules der Franzosen sein!“ ruft der Dichter Ronsard einem jungen Krieger zu⁴. Im Mittelalter wird man dergleichen schwerlich finden, und in unserer Zeit, da der Glaube an tausendjährige Ruhmesstrahlen jämmerlich zerbrochen ist, wirken solche Phrasen zweideutig und kippen leicht ins Lächerliche um. Wer wäre heute noch naiv genug, um sich als Cäsar oder Alexander abbilden zu lassen, wie Ludwig XIV. es tat? Wenn ein moderner Dichter im Stil oder in der Haltung eines Dante oder Goethe sich gefällt, etwa so wie man es an Stefan George oder Gerhard Hauptmann beobachten konnte, so kann das eine beschränkte Gemeinde bewundern; die übrige Menschheit lächelt bloß. Wir hören die Botschaft des Ruhmes, aber der Glaube fehlt.

⁴ Voßler, Frankreichs Kultur und Sprache, S. 248.

Von diesem Glauben sagt Ernst Cassirer in seiner „Philosophie der symbolischen Formen“ (II 54), daß seine „entscheidende Voraussetzung darin liegt, daß das Wort und der Name keine bloße Darstellungsfunktion besitzen, sondern daß in beiden der Gegenstand selbst und seine realen Kräfte enthalten sind“, daß Wort und Name nicht nur bedeuten und bezeichnen, sondern daß sie sind und wirken. Von dieser Voraussetzung lebt der Ruhm. Wer sie widerlegt, zerstört ihn.

Damit wäre nun eigentlich gesagt, daß reine Phantasiegebilde, wie der Don Quijote des Cervantes oder Goethes Werther, des echten Ruhmes nicht teilhaftig werden können. Trotzdem hat der imaginäre Céladon des Astreeromanes etwa dreihundert Jahre lang als erzieherisches Vorbild auf die Besten der höheren Gesellschaft gewirkt, und in der Schule von Werthers Gefühlsüberschwang haben sich zu Goethes Leidwesen viele junge Leute geübt und gar zugrunde gerichtet. Man wende nicht ein, daß die erzieherische oder auch verführerische Wirkung und damit der Ruhm jener Gestalten in Wahrheit von ihren Dichtern und nur nominell von Céladon, Werther und Don Quijote ausgehen. Denn Céladon denkt und handelt wesentlich anders als sein Dichter Honoré d'Urfé; Goethe hat sich von seinem Werther ausdrücklich losgesagt:

Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Und wer wollte dem klugen Cervantes die Verantwortung für die Narreteien seines Quijote aufbürden? Es gibt zu jeder Zeit und immer wieder unkritische romaneske Menschen, die sich sagenhafte Heldengestalten zum Vorbild nehmen und ihnen nacheifern. Und immer wieder geschieht es, daß Kunstgebilde in das gärende Element des tätigen Lebens herabgezogen werden. Es ist nicht lange her, daß uns aus Goethes Faustgestalt eine Art Religion, ein Mythos oder ein Kult und Ruhm des „faustischen Menschen“ zubereitet und empfohlen wurde. Kein Zweifel, daß Goethe der erste Kezer dieses Glaubens geworden wäre. Er hat ihn mit einigem Unbehagen kommen sehen.

Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang.

Wir wollen aber nicht unsere Zeit, sondern den Ruhm kritisieren, d. h. unsere Zeit nur, sofern sie an ihn etwa noch glauben wollte. Er ist, wie nunmehr klar sein dürfte, eine sprachgebundene Wortgläubigkeit, man kann auch sagen eine anthropomorphe, heidnische, gestaltenfrohe Religion. Das Entscheidende bleibt immer die Befangenheit im Wort und Namen, die Unlust oder Unfähigkeit des Denkens zur Transzendenz, zur Jenseitigkeit. Erst wenn das religiöse Bewußtsein sich aus seiner Verflochtenheit mit dem sprachlichen befreit, fällt die Herrlichkeit des Ruhmes ins Leere.

Die Frage ist nur, ob das religiöse Denken aus eigener Kraft sich aus der Umschlingung der Sprache zu lösen vermag. Daß ihm der Trieb dazu innewohnt, kann nicht bezweifelt werden. Dem mythisch-magischen, bildfrohen

Glauben steht in allen Religionen ein mystischer Glaube zur Seite, der aus der Gebundenheit an Wortlaut und Bild hinwegverlangt und das Absolute und Eine sucht. Aber diese Flucht ist noch keine Befreiung. Sie kann wohl Trost und Ausruhen im göttlichen All und Urgrund aller Dinge gewähren, aber eine kritische Aufklärung können wir von der Mystik nicht erwarten.

Dazu bedarf es des Einsatzes einer neuen Kraft, die vom sprachlichen Denken ebenso verschieden ist wie vom religiösen und deren Eigenart weder in der Gewißheit des Glaubens noch in der gestaltenden Anschauung liegt, sondern in der Erkenntnis, im Begriff. Das logische Denken allein ist fähig, sich über das sprachliche zu erheben und den Glauben von jener Verschlingung mit dem Phantasiewesen loszulösen, in welcher der Ruhm erzeugt wird. Nicht die Religion, sondern der Logos vermag es, den Zauber des Ruhmes zu brechen.

Kein Zweifel, daß es Religionen gibt, die an den menschlichen Ruhm nicht glauben, ja ihn hassen und verdammen und als frevelhafte Vergötterung der Geschöpfe von sich weisen. Doch wenn sie den Wert des zeitlichen und irdischen Ruhmes widerlegen wollen, bedürfen sie der Philosophie. Ruhmfeindliche Religionen haben immer einen stark verstandesmäßigen Zug, etwa so wie Dantes Göttliche Komödie, wo man im 11. Gesang des Purgatorio die schönen Verse liest:

La vostra nominanza è color d'erba
che viene e va . . .

Eure Berühmtheit ist wie grünes Gras:
es kommt, es geht, dieselbe Sonne sengt es,
die zart und frisch es aus der Erde lockt.

In der Tat, nur so weit, nur so lange wie die gefühlsmäßige Verflechtung eines gegebenen Namens mit einem geglaubten Werte dauert der Ruhm.

Der ruhmhaltige Bindestoff zwischen dem persönlichen Namen und dem sachlichen Wert ist nur ein hinnehmendes Gefühl, kein tätiger Glaube, man könnte sagen: ein Glaube an den Glauben, auf deutsch Aberglaube. Der cäsarische Ruhm, um zu diesem Beispiel zurückzulenken, kam ja wohl dadurch zustande, daß der zweifellos echte Kredit, den Cäsar auf den Gebieten der Staats-, der Kriegs- und der Schreibekunst sich erworben hatte, immer und überall, wo sein Name aufgerufen wurde, realisierbar und wirksam werden sollte, gleichviel ob Cäsar dafür aufkam oder nicht. Der Glaube, daß Cäsars Name mehr vermag als Cäsar, ist reiner Wortglaube. Die Geschichte eines solchen Glaubens kann man streng genommen nur als Kritik und Selbstersetzung dieses Glaubens schreiben. So läuft bei fortschreitender Auflösung des Vertrauens die Geschichte des Cäsar-Ruhmes auseinander in Würdigungen von Cäsars politischen, kriegerischen und literarischen Leistungen und in Wortgeschichte.

Überall wo strenge Geschichtswissenschaft getrieben wird, ist man heute dabei, die Strahlenkronen der berühmten Männer nicht auszulöschen, aber

doch soweit abzublenden, daß ihr Lichtnebel uns den Gang der Dinge nicht verschleiert. Sogar in der Kunstgeschichte, wo der Klang des Künstlernamens so große Bedeutung noch immer hat, strebt man mehr und mehr nach dem Verständnis des Schaffens und der Werke „ohne Namen“, d. h. mit eingeklammerten Künstlernamen. Es ist kein Neid, kein Mangel an Pietät und Verehrung für große Persönlichkeiten; es ist der reine Erkenntnistrieb und Wahrheitswille, der den Forscher auf Wege treibt, wo Genien und Helden nicht mehr als lorbeergeschmückte Standbilder, sondern als Meilensteine und Wegzeiger stehen. Wer dies als Verödung der geschichtlichen Studien beklagen wollte, wäre im Irrtum. An verherrlichenden Darstellungen von großen Persönlichkeiten wird es nicht mehr fehlen. Dafür sorgt, wenn es die Wissenschaft nicht mehr kann, der historische Roman, das Epos, das Theater. Auch wollen wir nicht leugnen, daß Heiligenlegenden und Totenkult und Reliquienverehrung den Geist der Völker erzogen und vor mancher Roheit bewahrt haben.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts jedoch machte sich ein ästhetenhafter Kult des Ruhmes und des Übermenschentums geltend, der zuerst in der Literatur mit Nietzsche und schließlich in der Politik mit Mussolini und Hitler seine verhängnisvolle Rolle spielte. Am kritischen Bewußtsein der Philosophie gemessen, war es nichts als eine reaktionäre Fehlform der Renaissance, eine Art von verspätetem Pseudohumanismus. Heute brauchen wir keine ruhmredige Verhimmelung von Führergestalten, sondern ein kritisches Verantwortungsbewußtsein. Besinnen wir uns auf die Denkart des italienischen Philosophen Giambattista Vico, der das beneidenswerteste und schönste Los in der völligen Verdunkelung der Person durch das Werk erkannte, wie es dem Dichter der Ilias zuteil geworden ist. Oder rufen wir uns einige Strophen aus dem Gedicht „Nachruhm“ von Johann Gottfried Herder ins Gedächtnis:

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
auf Welle, Welle fort,
das Meer der Allvergessenheit
ist unser letzter Ort.
Genug, wenn Welle Welle trieb
und ohne Namen Wirkung blieb.

Schön ist's, von allen anerkannt
sich allgelobt zu sehn,
doch schöner noch, auch ungenannt
wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid,
und bei Verdienst Unsichtbarkeit.

Nachdem wir nun die Eitelkeit des Ruhmes und seine Hinfälligkeit unter dem Messer der Kritik, wie ich hoffe, umständlich genug erwiesen haben, nachdem wir sein Blendwerk durchschaut haben, ist es Zeit, daß wir empor-

und zurückblicken auf sein himmlisches Urbild, als dessen schattenhafter Doppelgänger er sich auf Erden herumtreibt. Sein Urbild ist die ewige, überirdische Herrlichkeit, der Ruhm Gottes. Durch Kämpfe, Siege, Wohltaten oder auch durch grausame Zerstörungen irgendwie gottähnlich, und das heißt ruhmreich zu werden, danach trachtet die menschliche Eitelkeit. Bei primitiven Völkern mit kleinen und engen Gottesbegriffen gebärdet sich die ruhmstrebige Nachahmung besonders lebendig, bald kindlich und rührend, bald gräßlich und albern. Je größer aber der Abstand zwischen Himmel und Erde sich auftut, und je geringer der Mensch vor seinem Gott sich vorkommt, desto unmöglicher muß ihm jede Nachahmung Gottes mit weltläufigen Mitteln erscheinen, und er sucht und findet in der Demut, Sachlichkeit, Selbstentäußerung und Anerkennung fremder Leistungen und Verdienste seinen Wert.

Im Jahre 1640 wurde zu der Jahrhundertfeier des Jesuitenordens in Madrid ein geistliches Schauspiel aufgeführt, das der Pater Valentin de Céspedes verfaßt hatte: „Las glorias del mejor siglo“, ein Stück, in dem die Gloria Gottes gegen die weltliche Gloria auftritt und der heilige Ignatius⁵ am Ende seiner Laufbahn sich dem Ruhm Gottes ganz zur Verfügung stellt und ein Sonett spricht:

Si ahora Dios seguridad me diera
y desde aquí a su vista me llevara

Es ist ein wenig bekanntes Gedicht. Ich verdeutsche es, weil es zeigen kann, wie viel Größe und Mut zum Verzicht auf irdischen Ruhm gehört.

Wenn heute Gott mir Sicherheit gewährte
und in sein Reich mich tät zu sich erheben,
dabei mir aber zu verstehen geben,
daß besser doch mein Erdendienst ihn ehrte,

Und daß durch mich sein Ruhm sich irgend mehrte,
so wollt' ich gerne in Gefahren schweben,
in Todes Seelenabenteuern beben,
auf daß sich hier sein' Herrlichkeit verklärte.

Und sollte gar es etwa dienlich sein,
daß ich zur Hölle führ und dorten hüßte,
auf daß man hier den Herrn verteidigte:

Ich tät's und größer wäre meine Pein,
wenn jemand ihn nur kurz beleidigte,
als wenn ich ewiges Feuer dulden müßte.

⁵ Über das dem Gedichte zugrunde liegende echte Ignatiuswort vgl. die Monumenta historica S. J., Mon. Ignatiana ser. IV, t. 2, p. 852; das Gedicht geht unter Anspielung auf Röm. 9, 3 in hyperbolischer Wendung noch über den von Ignatius selbst geäußerten Gedanken hinaus.